



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

♂: Zwei deutsche Literaturgeschichten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Man sucht auch diese Erscheinung zu erklären. Aber die Entstehung mächtiger Individualitäten in einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Lande wird damit nicht erklärt. Wenn uns auch die Wissenschaft Vieles, was uns vordem als freie Bewegung, als freies Wachsthum erschienen ist, als Resultat vielverzweigter und sich ursächlich bedingender Kräfte erkennen läßt: die Entstehung der Einheit des menschlichen Bewußtseins aus den Zusammensetzungen erkannter physischer und seelischer Kräfte, den dunklen Mutter Schooß, aus dem der freie Wille und die Entschließungen des Menschen, aus dem die einzelnen, Neues schaffenden geistigen und künstlerischen Kräfte emporsprießen, kann keine Wissenschaft uns zeigen. Hier stehen wir noch immer vor dem dunklen Räthsel der Sphinx: „Was ist der Mensch?“ Eines ist klar: daß auch für die eigenartigste und gewaltigste individuelle Kraft die in ihrem Schooße ihn bergende und ihn erzeugende Gesellschaft zum theilweise bestimmenden Schicksal, zum stärksten Bildungsmoment des Charakters, wenn auch allerdings nicht zum einzigen wird. Daraus folgt aber, daß mit den in der Richtung des Schönen, Edlen und Guten, in der Richtung geistiger Gesundheit und geistiger Kraft des Wachsthums veränderten Bedingungen der Gesellschaft auch eine bestimmende Macht über den freien menschlichen Willen des Einzelnen geschaffen werden kann, daß man es dahin muß bringen können, daß nicht das numerische Gesetz der Gesellschaft die Zahl der Verbrechen beherrscht, sondern daß die Gesellschaft dies numerische Gesetz beherrsche, das heißt umändere in der von ihr gewollten Richtung.

E. W. S.

---

## Zwei deutsche Literaturgeschichten.

„Ich möchte gern meinem Sohne zu seinem siebzehnten Geburtstage eine Geschichte der deutschen Literatur schenken, einen ruhigen, vorurtheilsfreien Wegweiser, der, ohne das jugendliche Gemüth zu verwirren oder zu einseitiger Parteinahme zu verleiten, ihm in objektiver, aber anregender Weise das Verständniß für die geistigen Schätze unseres Volkes eröffnet. Können Sie mir ein solches Buch empfehlen?“ Ich gerieth bei dieser, kürzlich an mich gerichteten Frage in peinliche Verlegenheit. Ich kramte unablässig in meinem Gedächtniß umher, eine Menge von Namen ging über meine Lippen, aber jedem mußte ich irgend ein „Aber“ anhängen, welches mit einer gewissenhaften Empfehlung nicht vereinbar war. Das große Sammelwerk von Heinrich Kurz,

welches vier Großoktavbände umfaßt, ist unbeschadet seiner sonstigen Verdienste eine pedantische Kompilation, welche im Stande ist, in einem jugendfrischen, eines begeisterten Aufschwunges fähigen Gemüthe jedes Gefühl für Poesie im Keime zu ersticken. Dabei hat der letzte Band in der Aufnahme und Glorifizierung von Lebenden gegen Geister sechsten und siebenten Ranges eine Konnivenz geübt, die für ein noch nicht gefestigtes aesthetisches Urtheil entschieden höchst bedenklicher Natur ist. Karl Goedeke's Werk ist weniger eine Literaturgeschichte, als eine Bibliographie, die für den Gelehrten von unschätzbarem Werthe, für das größere Publikum aber absolut ungenießbar ist. Auch Robertstein wendet sich mehr an die Gelehrten, als an das Volk. So bleiben noch A. F. C. Wilmar und Otto Roquette. Aber das Werk des Zeloten reizt nur nach dem Beifall einer kleinen Gemeinde. Die Arbeit des liebenswürdigen, feinsinnigen Dichters ist allerdings auf alle Kreise berechnet, welche die poetischen Erzeugnisse der deutschen Nationalliteratur mit vorurtheilsfreien, unbefangenen Blicken betrachten; mit der Feinheit eines maß- und einsichtsvollen Urtheils paart sich leichtflüssiger, durchsichtiger Stil, welchem der Leser mit Vergnügen folgt. Aber Roquette schließt seine Literaturgeschichte mit Goethe's Tode ab. Er vermied es, eine Epoche zu berühren, in welcher er selbst unter den Ersten arbeitet und kämpft. Seine eben gerühmte Unbefangenheit ging nicht so weit wie die eines poetischen Kollegen, der eine Literaturgeschichte der Neuzeit geschrieben hat, in welcher der Geschichtschreiber dem Dichter ein für letzteren ungemein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat. In dieser Zurückhaltung Roquette's liegt ein Mangel, den unser heutiges Geschlecht, welches sich im Großen und Ganzen für Spielhagen, Paul Heyse und Emanuel Geibel mehr interessirt als für die Nibelungen und Walthar von der Vogelweide, nur ungern empfindet. \*)

Diesem Mangel ist freilich durch Spezialgeschichten der neuesten Epoche abgeholfen worden. Unter diesen ist Julian Schmidt's Literaturgeschichte, an der sich der überspannte Demagog, dessen Exzentrizitäten durch den bei Brockhaus veröffentlichten Briefwechsel mit einer Russin und erst neuerdings wieder durch die Herzensergüsse der famosen Komödiantin Helene v. Macovikza in das gehörige Licht gerückt worden sind, mit Unrecht schwer vergangen hat, im Grunde mehr für vornehmere geistige Kreise geschrieben, die eine kritische Analyse vertragen können, ohne an einem großen Genius irre zu werden, als für die große Masse des Publikums. Rudolf Gottschall's „Nationalliteratur in der

\*) Bei einer etwaigen neuen Auflage legen wir es der Verlagshandlung von Roquette's „Geschichte der deutschen Dichtung“ dringend an's Herz, für eine recht gewissenhafte Korrektur Sorge zu tragen. Die zweite Auflage — die erste kennen wir nicht — wimmelt von sinnentstellenden Druckfehlern. D. Red.

ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ aber ist nur Lesern zu empfehlen, deren Nervensystem auch gegen die ärgsten Trompetenstöße der aesthetischen und politischen Phrase gefeit ist. Einem etwas nervösen Menschen summt der Kopf, wenn er hinter einander ein Duzend Seiten Gottschall'scher Prosa liest. Ueberdies wahrt dieser Literaturhistoriker nicht den objektiven Standpunkt des echten Geschichtschreibers. Nicht Jedermann wird die politische Meinung theilen, welche den Verfasser, namentlich in den ersten Auflagen seines Werkes, beseelte. Neuerdings hat sich freilich jenes Feuer, welches den Autor in jedem Kapitel mindestens einmal zum Barrikadenbau hinriß, etwas abgekühlt.

Fast hätte ich Edmund Hoefers „Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen“ vergessen. Aber darf man ein Buch empfehlen, das, obgleich es sich an eine so hehre Adresse wendet, ganz unbefangen seinen Leserinnen die lascive Lektüre anpreist, welche der Verfasser des „Neuen Tanhäuser“ zu höchlichem Ergötzen gewisser hier nicht näher zu charakterisirender Kreise auf den Büchermarkt geworfen hat?

Neuerdings sind nun wieder zwei Literaturgeschichten erschienen, die mich im Verein mit jener oben zitierten Frage zu den nachstehenden Zeilen veranlaßt haben: Die „Deutsche Literaturgeschichte“ von Robert Koenig\*) und Karl Barthel's „Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit“.\*\*\*) Das letztere Werk ist freilich bereits 1850 zum ersten Male erschienen. Da aber der Verfasser drei Jahre darauf starb, wurde es in den späteren Auflagen bis zur achten von seinem Bruder Emil herausgegeben, und jetzt ist die neunte Auflage erschienen, bearbeitet und bis auf die unmittelbarste Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Georg Reinhard Röpe. Mithin darf man auch dieses, vielfach in Familien eingebürgerte Buch in seiner jetzigen Gestalt als ein neues betrachten.

Die Koenig'sche Literaturgeschichte präsentirt sich in einem Gewande, welches jeden Kunst- und Literaturfreund außerordentlich bestechen muß. Der Gedanke, Proben aus berühmten Handschriften altdeutscher Werke, Faksimilekopieen von Drucken des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mitzutheilen, ist ein ebenso origineller wie glücklicher. Es wird Jedem das höchste Interesse einflößen, ein Blatt aus dem Codex argenteus der Bibelübersetzung des Alfila in prächtiger Nachbildung durch den Farbendruck oder das Wessobrunner Gebet in der Urschrift oder eine mit Miniatur geschmückte Seite aus dem Marienleben Wernher's von Tegernsee zu sehen. Von nicht geringerem Interesse sind die Nachbildungen alter Druckwerke, die getreu durch

\*) Bielefeld und Leipzig 1879, Beshagen und Klasing.

\*\*\*) Gütersloh 1879, C. Bertelsmann.

Photolithographie hergestellt sind fliegende Blätter des sechzehnten Jahrhunderts, Titelblätter von einer Bibelübersetzung Luther's, von Fischart's Gigantua und Pantagruel u. s. w. Daneben nehmen sich freilich die Nachbildungen alter Holzschnitte durch moderne Xylographen, die für den Charakter des alten Holzschnittes nicht das geringste Verständniß gehabt haben, absonderlich genug aus. Auch die Porträts unserer klassischen Dichter — besonders Goethe nach May, Lessing nach Tischbein, Charlotte von Schiller —, unter den modernen Rückert und Freiligrath, sind durch die Behandlung der Xylographen charakterlos geworden. Das ist Duzendwaare, die man sich in illustrirten Familienjournalen gefallen läßt, aber nicht in einem Buche, das mit solchem Pomp auftritt und zum größten Theil ja auch seine künstlerische Ansprüche befriedigt.

Wenn nur der Text nicht wäre! Ohne ihn würde man das instruktive Bilderbuch jedesmal mit Vergnügen zur Hand nehmen und mit Befriedigung durchblättern. Aber dieser Text! Fast auf jeder Seite eine Unbeholfenheit, eine Geschmacklosigkeit, ein schiefes Urtheil! Wenn man der Vorrede trauen darf, sucht Koenig freilich jede Selbständigkeit von sich abzulehnen. Er will nur wiedergegeben haben, was er bei Lachmann und Gelzer gelernt, was die „Forschungen unserer hervorragenden Germanisten und Literaturhistoriker“ ihm geboten. Und in der That hat er, besonders für die Behandlung der älteren Epoche, von den Forschungen der Germanisten den ausgiebigsten Gebrauch gemacht, einen so ausgiebigen, daß er, statt uns ein lebendiges, farbenreiches Bild von einer jeden Epoche im Rahmen der Kulturgeschichte zu entwerfen, vielmehr nur trockenen Notizenkram gesammelt hat, der sich an dürftige und meist schwunglose Auszüge aus den alten Schriftdenkmälern anlehnt. Wie lebendig, wie fein poetisch nachempfindend hat dagegen Otto Roquette die alten Heldenjagen nacherzählt!

Ich habe Rezensionen der Koenig'schen Literaturgeschichte gelesen, welche, von Germanisten geschrieben, gerade auf die Mängel in der Behandlung der ältesten Zeit hinwiesen. Um dann aber einigen Balsam auf die dem Autor geschlagenen Wunden zu träufeln, wurde die Darstellung der modernen Zeit, namentlich der klassischen Epoche, herausgestrichen. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Gerade in der Behandlung der ersten Epoche, an welcher die Germanisten wegen ihres unwissenschaftlichen Charakters Anstoß nahmen — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich hier dahingestellt —, waltet noch eine gewisse kühle Objektivität vor, die uns den Genuß der Lektüre zwar nicht erhöht, aber doch auch nicht verdirbt. Sobald sich der Verfasser dagegen der modernen Zeit nähert und anfängt, Tendenzen zu wittern, die den seinigen zuwiderlaufen, fällt er einer schrankenlosen Subjektivität anheim, welche jeden

unbefangenen Leser verstimmen und jeden, der auf einer höheren Warte steht, als der Dorfkirchthum den Herrn Koenig ist, auf's tiefste empören muß. Von dem ersten Erforderniß eines Historikers, der klaren Ruhe des Urtheils, welches die Erscheinungen einer jeden Zeit aus ihr selbst heraus erklärt und nicht durch die Tendenzbrille ansieht, ist bei Koenig keine Spur zu finden. Man wende nicht ein, daß Mangel an Raum oder Beschränkung durch den Verleger den Autor verhindert habe, die kulturhistorische Perspektive zu erweitern und zu vertiefen. Ich könnte dagegen eine unverantwortliche, zum Theil geradezu lächerliche Raumverschwendung, theils an ganz unnütze, theils an Dinge nachweisen, die Jedermann geläufig sind. Daß der Verfasser den Inhalt von Thümmel's „Wilhelmine“ erzählt, ist nicht bloß überflüssig, sondern auch ungehörig für ein Werk, welches die Prätenfionen auf den Rang eines „Erbbuches“ macht, das sich einen Platz „in dem Bücherchränke des deutschen Hauses neben der Hausbibel und der Familienchronik“ zu erwerben wünscht. Koenig scheint das grenzenlos lascive Nachwerk Thümmel's nur aus den Auszügen anderer „hervorragender Litterarhistoriker“ zu kennen. Sonst würde er sicherlich die volle Schale seines Jorns über diese frivole, mit sichtlichem Behagen ausgemalte Schilderung sittlicher Verkommenheit ausgegossen haben. Was soll man aber von einem Litterarhistoriker sagen, der seinen Lesern einen ausführlichen, ziemlich unbehilflichen Auszug aus Lessing's „Minna von Barnhelm“ vorsetzt? Folgende Probe mag genügen: „Nach dem Friedensschluß aber wird er (Tellheim) unter die ehrenrührige Anklage gestellt, daß er sich habe von den sächsischen Ständen bestechen lassen, während er im Gegentheile eine Kontribution, die sie nicht hatten erlegen können, aus seiner eigenen Tasche vorgeschossen hatte.“ Man glaubt einen Satz aus der Stilübung des Mitgliedes einer Tertia oder Sekunda zu lesen, in der die Lehrer solche Thematata — Inhaltsangaben klassischer Dramen — zu stellen pflegen. Kein Wort über die meisterhafte, unerreicht knappe und wahre Charakteristik der Personen! Kein Wort über das eiserne Gefüge der dramatischen Handlung, welche Zug für Zug den souveränen Beherrscher der Technik verräth! Kein Wort über die Einwirkung dieses ersten deutschen Lustspiels auf die Litteratur unserer Zeit!

Daß König in Lessing's „Nathan“ „keineswegs“ ein Drama sieht, welches „Duldsamkeit gegen Andersgläubige“ lehrt, sondern „Gleichgiltigkeit (!) in Glaubenssachen“, ist bei seinem einseitigen, orthodoxen Standpunkte nicht zu verwundern. Aber es ist doch traurig, daß unsere Litteraturgeschichte von so kleinen Geistern geschrieben wird, denen jedes Organ fehlt, um größere zu begreifen oder auch nur unbefangen zu würdigen.

Ausdrücklich will ich bei dieser Gelegenheit erklären, daß ich kein Jude  
Grenzboten II. 1879.

bin und nicht die Neigung fühle, das Judenthum gegen das Christenthum zu vertheidigen. Ich bin keineswegs indifferent in Glaubenssachen, aber ich vertrete mit aller Entschiedenheit die Ueberzeugung, daß die Literaturgeschichte ebensowenig der Boden ist, um religiöse, wie um politische Streitigkeiten auszufechten. Wer seine Leidenschaftlichkeit nicht soweit zügeln kann, daß sie nicht die ruhige Erwägung der Thatfachen verwirrt und verdunkelt, der überlasse das Werk der Geschichtschreibung andern Leuten. Für bestimmte Konfessionen schreibt man weder Geschichte noch Literaturgeschichte. Durch solche unbefugte Versuche kann die deutsche Geschichtschreibung allmählich um ihren edelsten Ruhmesitel, den der Objektivität, gebracht werden.

Ich erkenne keineswegs den verderblichen Einfluß, welchen Heine, weniger auf die Literatur seiner Zeit, als auf die der unsrigen ausgeübt hat. Ich weiß, daß aus dem Boden, den er bereitet hat, jene Schmarogerpflanzen erwachsen sind, welche die Feuilletons unserer großen und kleinen Zeitungen mit dichtem Gestrüpp durchzogen haben, jene Gesellschaft rücksichtsloser Witzbolde, die um den Preis eines „guten Witzes“ ihren Bruder verrathen würden, jene leichtsinnigen Büchermacher, die ihre siebenmal in Zeitungen abgedruckten literarischen Wichtigkeiten alljährlich unter pikantem Titel und mit schreiend buntem Umschlag zum achten Male in Buchform herausgeben. Ich erkenne keineswegs den verderblichen, zersetzenden Einfluß, den diese aller Orten vertretene, fest zusammenhaltende Clique auf die urtheillose Menge ausübt. Jeder Autoritätsglaube wird durch schonungslosen Spott und Hohn vernichtet, alles Edle und Schöne wird mit Behagen in den Staub gezogen, und am Ende aus den Trümmern ein Piedestal errichtet, auf dem der neue Herosfrat im Bewußtsein einer literarischen Mission thronen kann. Aber diese Erwägungen halten mich keineswegs zurück, in Heinrich Heine den größten Dyrker des neunzehnten Jahrhunderts zu sehen, dem die zweite Stelle nach Goethe gebührt. Die Sünden ungezogener Schüler darf man nicht an dem Lehrer heimsuchen, der in seine Zeit reinigend wie ein Gewitter hineinfuhr. Die Kulturgeschichte aller Zeiten hat sich in Strömungen und Gegenströmungen bewegt, die einander diametral gegenüberstanden; sonst wäre die Kulturgeschichte niemals weitergekommen. Statt uns diese Strömungen unbefangen zu schildern, wie es Hettner für die Literaturgeschichte des achtzehnten und Brandes für die des neunzehnten, jeder in seiner Weise meisterhaft, gethan haben, behelligen uns Koenig und die Literarhistoriker seines Schlages mit einer auf rein individuellen Empfindungen beruhenden Polemik. In der Beurtheilung Heine's stellt sich Koenig ganz auf den Boden der christlichen Religion. Sein Standpunkt charakterisirt sich darin als ein so einseitiger, so maßlos intoleranter, daß sich jeder Jude, der das Buch zur Hand nimmt, auf das Tiefste verletzt fühlen

muß. Ein Mann, der folgenden Satz schreiben kann: „Es ist ... nicht zu verwundern, daß dieser unglückliche Mensch seit seiner Taufe noch rückwärts- loser gegen alles, was uns heilig ist, höhrend loszog und die christliche Religion insbesondere mit Füßen trat“ —, ein solcher Mann hat überhaupt nicht das Recht, Literaturgeschichte zu schreiben. Was er mit sehr geringem Talent und mit noch geringerem Geschmack kompilirt hat, ist nur für die kleine Gemeinde genießbar, welche den beschränkten Standpunkt des Verfassers theilt.

Noch ein Wort über Gutzkow. Ich las die Verunglimpfungen, die sich Herr Koenig gegen den genialen Mann erlaubt hat, gerade in den Tagen, als die Kunde von seinem Tode Deutschland durchheilt. Es ist begreiflich, daß mir damals die Hornröthe in's Gesicht stieg, aber auch heute vermag ich noch nicht diese verächtlichen Randlossen durchzulesen, ohne den tiefsten Ingrimm gegen eine so schmählische Behandlung eines edlen Mannes zu empfinden. Gutzkow hat ebenso seine Wandlungen durchgemacht wie viele hochachtbare Leute, die 1848 auf der Liste der Proskribirten standen und heute die höchsten Stellen im Staatsdienste einnehmen. Gutzkow hat diese Wandlungen in seinem letzten Romane, „Die neuen Serapionsbrüder“, unumwunden ausgesprochen und sich zu einem Parteistandpunkte bekannt, der von dem des Herrn Koenig gar nicht so weit entfernt ist. Ich weiß nicht, ob Herr Koenig diesen Roman nicht gelesen hat oder ob er ihn geflissentlich ignorirt, weil er nicht in das Charakterbild passen würde, welches ihm von Gutzkow zu entwerfen beliebt. In seiner Schilderung des Dramatikers Gutzkow sagt er: „Gutzkow's Dramen sind durchweg Tendenz-Dichtungen ... etwas Spannendes und die große Menge, vornehmlich das weibliche Publikum, Rührendes haben sie meistentheils, und das hat ihnen einen vorübergehenden Erfolg auf unseren Bühnen verschafft.“ Man traut seinen Augen nicht: „einen vorübergehenden Erfolg“! — „Uriel Acosta“, „Das Urbild des Tartüffe“, „Zopf und Schwert“ gehören zum eisernen Bestand unserer Bühnenrepertoires, und kein Stück eines neueren Dichters ist so oft gespielt worden wie Gutzkow's „Königsleutnant“. Aber — ist es Unwissenheit oder Absicht? — Herr Koenig erwähnt dieses meisterhafte Lustspiel mit keiner Silbe, obwohl er selbst die weniger gelungenen Bühnenarbeiten Gutzkow's aufführt. Etwa weil der „Königsleutnant“ nicht unter den „Tendenz-Dichtungen“ unterzubringen war, für welche Herr Koenig alle Dramen Gutzkow's brevi manu erklärt hat? —

Mit einem noch ungleich gröberem Geschütz als Herr Koenig rückt der neue Herausgeber der Barthel'schen Nationalliteratur, Herr Professor Dr. Köpe, weiland Lehrer an der Realschule des Hamburger Johanneums, vor. Er sagt rund heraus: die Vertreter des „jungen Deutschland“ hätte man „mit noch

größeren Rechte die deutschen Jungen“ nennen können, und damit ja Niemand über die Bedeutung dieses Epitheton im Unklaren bleibe, hat Herr Köpe es fett drucken lassen. Trotzdem urtheilt er im Ganzen mit größerer Achtung von Gukow als Herr Koenig; er läßt ihm sogar als Dramatiker volle Gerechtigkeit widerfahren, aber auch er ignorirt — vielleicht ein stillschweigendes Abkommen dieser beiden Herren — den „Königsleutnant“, in dem sich doch sicherlich keine Spur von Antichristlichem oder Staatsgefährlichem vorfindet. „Die neuen Serapionsbrüder“ kennt Herr Köpe auffallenderweise ebenfalls nicht. Gleichwohl verfolgt er die neuesten literarischen Erzeugnisse bis in unsere Tage herein, wie folgende naive Bemerkung zu Spielhagen — risum teneatis! — lehrt: „Gegenwärtig bringt das Feuilleton des Hamburger Korrespondenten sein neuestes Werk ‚Das platte Land‘.“ Wer darauf angewiesen ist, seine literarhistorischen Kenntnisse ausschließlich aus dem Hamburger Korrespondenten zu schöpfen, kann freilich zu keiner umfassenden Literaturkenntniß durchdringen. Herr Köpe hätte aber den Hamburger Korrespondenten wenigstens richtig ausschreiben können. Der Spielhagen'sche Roman heißt „Plattes Land“. Professor Köpe ist ein alter Herr, mit dem wir um seiner Flüchtigkeit willen nicht allzu strenge in's Gericht gehen wollen. Aber er hätte genug Selbsterkenntniß besitzen sollen, um eine Arbeit abzulehnen, der seine Kräfte nicht mehr gewachsen sind. Er urtheilt mit größter Seelenruhe über Freytag's „Journalisten“, aber ich wette, er hat sie nie gelesen. „Dem gefinnungslosen Literaten Bellmaus steht die prächtige Gestalt des Bolz gegenüber“, sagt er S. 915. Der gefinnungslose Literat heißt aber nicht Bellmaus, sondern Schmoß, Herr Köpe! und Bellmaus ist Bolzens bester Freund. „Die Konservativen werden allein durch den intriganten Gutsbesitzer Senden vertreten.“ Das ist nicht wahr, Herr Köpe! das Haupt der Konservativen ist der edle, ritterliche Oberst Berg, auf den Freytag auch nicht den leisesten Schatten geworfen hat. Auch die Romane der Marlitt muß Herr Köpe gar nicht oder doch nur sehr unaufmerksam gelesen haben; denn er ist, soviel ich weiß, der einzige, der sich zu der kühnen Behauptung verstiegen hat: „ihr Stil ist frei von jeder Künstelei und Uebertreibung“!

Nichtsdestoweniger finden sich in dem Buche viel mehr treffende und unbefangene Urtheile als in der unselbständigen Kompilation Koenig's. Was Köpe über Geibel, Heyse, Dingg, Roquette sagt, wird jeder vorurtheilsfreie Beurtheiler im Ganzen unterschreiben können. Aber der einseitige theologische Standpunkt des Verfassers und seine subjektive Willkür waltet doch derartig vor, daß man auch dieses Buch nur mit Mißbehagen aus der Hand legt. Der Herausgeber schimpft auf die Juden in einer Weise, daß man das Werk einer gebildeten christlichen Dame schlechterdings nicht empfehlen kann. Ja,

er entblödet sich sogar nicht, gewisse Eigenthümlichkeiten deutscher Stämme zu verspotten. So heißt es z. B. S. 82. von den Mitarbeitern der von Theodor Hell begründeten Dresdner „Abendzeitung“, ihre literarischen Erzeugnisse wären „so poesielos, so schwammig und breiweich wie der sächsische Dialekt“. Um das würdige Opus vollends zu charakterisiren, zitiere ich zum Schlusse nur noch eine Expektoration, von der sich Herr Köpe anlässlich des herrlichen Anastasius Grün'schen Gedichtes von der „Poesie des Dampfes“ auf S. 657 entledigt: „Eisenbahnen und Dampfschiffe,“ sagt der alte Herr, „können der Menschheit reichen Nutzen bringen, so lange nur dieselbe dabei noch an der Religion festhält; denn denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Sie nehmen ja den Menschen ein gut Theil Arbeit ab und ersparen ihnen Zeit. Das muß durch die Liebe frommer Reicher auch den Armen zu gute kommen. An und für sich haben Eisenbahnen und Dampfschiffe mit der Religion nichts zu thun. Den Weg zum Himmel bahnen und verkürzen können sie unbedingt nicht; das kann nur die wahre Poesie und der wahre Glaube.“ Herr Köpe ist also doch wenigstens so aufgeklärt, die Eisenbahnen nicht für eitel Teufelswerk zu erklären. ♂

---

## Literatur.

Preußen's landeskirchliche Unionsentwicklung von dem Könige Friedrich Wilhelm III. an bis zur Gegenwart. Von Lic. theol. Mücke. Brandenburg a. d. S., Wieske, 1879.

Die Einführung der Gemeinde- und Synodalordnung von 1873 bezeichnet, wie alle kirchlichen Parteien anerkennen, einen Wendepunkt in der Geschichte der preußischen Landeskirche. Bis dahin lag der Schwerpunkt der kirchlichen Entwicklung in der bischöflichen Machtfülle des Regenten des Landes und unter ihm in der Ansicht und dem Willen der von ihm ernannten Kirchenbehörden. Jetzt aber sind neben den Landesherren als den obersten Träger des Kirchenregiments und seine Beamten die freigewählten Abgeordneten des evangelischen Volkes Preußen's getreten, um mit dem König und seinen Beamten zusammenwirkend verfassungsmäßig die Geschicke der Landeskirche zu bestimmen. Damit ist für den Geschichtschreiber der Union die Grenze gegeben, bis zu der er mit seinem Bericht gehen kann; denn die Verhältnisse, die sich seitdem herausgebildet haben, sind noch zu flüchtig, noch zu sehr im Werden begriffen, als daß sie sich für eine objektive Betrachtung und Darstellung eignen. Mit